

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 7

Artikel: Ist Heimat im Heim erlebbar? : Referat von Rosmarie Dormann, gehalten an der Jahrestagung des VSA in Weinfelden
Autor: Dormann, Rosemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810050>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ist Heimat im Heim erlebbar?

Referat von Rosmarie Dormann, gehalten an der Jahrestagung des VSA in Weinfelden

Ist das Heim eine Alternative? Oder ist es mehr als eine Alternative? Mit diesen Fragen beschäftigten sich die über 200 TeilnehmerInnen an der Jahresversammlung 1990 des VSA in Weinfelden. Die Thematik wurde sowohl in Referaten als auch in Arbeitsgruppen aufgegriffen.

Mit ihren Ausführungen zu «Ist Heimat im Heim erlebbar?» eröffnete Rosmarie Dormann am Nachmittag des ersten Tages die gemeinsame Überlegungsarbeit. Sie machte sich Gedanken zu den Fragen: Ist das Heim ein Lückenbüsser der Gesellschaft? Eine Konkurrenz zu den Eltern? Kann ein Heim Heim fürs ganze Leben sein? Das Heim als Endstation? Sind traditionelle Heime überholt? Neue Wohnformen? Ist selbst die schlechteste Familie besser als ein Heim?

Rosmarie Dormann ist Sozialarbeiterin und Nationalrätin. Ihre Ausführungen basierten auf der praktischen Erfahrung von der Versorgerseite her. Die diplomierte Sozialarbeiterin hat eine vierjährige Berufserfahrung als Gemeindefürsorgerin sowie eine dreizehnjährige Praxis als Amtsvormund aufzuweisen. Seit 1973 arbeitet sie zudem als nebenamtliche Amtsrichterin, wovon seit drei Jahren als Einzelrätin im Familienrecht. 1987 wurde Frau Dormann in den Nationalrat gewählt.

Ist Heimat im Heim erlebbar? Heim als Alternative?

Es sind einige Jahre her, seit ich als junge Sozialarbeiterin die Heimeinweisung für ein 17jähriges Mädchen in eine geschlossene Anstalt, wie es damals hiess, vornehmen musste. Ich hatte das Mädchen zuvor während einiger Zeit betreut und für mich ein erstes Ziel gesteckt, es in einer Umgebung zu integrieren, in der es sich mindestens drei Tage lang wohl fühlen könnte. Die Tochter litt unter sehr grosser Verwahrlosung und Heimatlosigkeit und hielt es nirgends länger als zwei Tage aus. Ich musste, trotz grossem Idealismus und Engagement, einsehen, dass meine Absicht zu hoch gesteckt war. Mit Überzeugung, aber schweren Herzens, nahm ich die Heimeinweisung vor und erhielt vier Tage danach den ersten Brief aus der geschlossenen Anstalt: «Nun habe ich mein Daheim gefunden. Hier fühle ich mich endlich wohl, hier will ich auch bleiben.»

Und die Tochter hielt es tatsächlich ein halbes Jahr lang aus.

Ein zweites Beispiel erlebte ich auch vor einigen Jahren. Eine betagte ledige Frau litt dermassen unter dem Einfluss ihrer drei ebenfalls betagten ledigen Geschwister, die alle zusammen auf dem elterlichen Hof wohnten, dass ich für die Marie, wie ich sie hier nenne, vorübergehend und versuchsweise einen Platz suchte in einem Altersheim, sprich Bürgerheim.

Auf dem Weg ins Heim erklärte ich der Frau zum wiederholten Mal, dass wir an einen sehr schönen Ferienort fahren und dass dort vieles anders sein würde als zu Hause. Unter anderem gäbe es dort Röhren, die aus der Wand herausragen, mit Schrauben versehen, damit man daran drehe und Wasser herausfliessen könne. Eine Röhre führe kaltes Wasser, die andere heisses und beide zusammen geöffnet ergäben warmes Wasser. Marie staunte und meinte, dass ich wohl gescheit sein müsse, wenn ich dies alles so wisse.

Ich musste meine Marie vor Ablauf von drei Wochen zurückholen, da sie es vor lauter Heimweh nicht mehr aushielt im Heim.

Befragt, was ihr denn dort gefehlt habe, wo sie es doch viel besser und schöner gehabt habe, meinte sie ganz verlegen und wortwört-



Rosmarie Dormann: «Was heisst denn Heimat?» (Foto B. Bühler)

lich: «Der Dreck. Und auch nach dem Huhn hatte ich lange Zeit, es ist schliesslich mein Huhn und seine Eier gehören mir.»

Meine Damen und Herren, das sind zwei Beispiele, wie sie Ihnen vielleicht schon ähnlich widerfahren sind. Für mich sind es zwei von über hundert Heimeinweisungen, die ich im Verlauf meiner Tätigkeit als Sozialarbeiterin und Amtsvormund vorgenommen habe. Vielleicht brennt Ihnen nun die Frage auf der Zunge: «Wieviele Heimplatzierungen waren *Lückenbüsserlösungen*, wieviele überzeugte, *bejahende Eintritte*, welche davon waren *Endstationen*?

In meiner Eigenschaft als Amtsvormund waren mir Menschen von deren Geburt an, ab und zu schon vorgeburtlich, Kinder und

Jugendliche, körperlich, psychisch oder geistig behinderte Mitmenschen, suchtkranke oder suchtgefährdete Personen und Menschen im hohen Alter, anvertraut. Für die einen musste ich einen *Platz in der Welt suchen*, weil für sie noch keiner bestimmt war, für andere galt es eine *neue Heimat zu finden*, weil ihnen die alte verloren gegangen, andere mussten lernen, irgendwo in der Gesellschaft heimisch zu werden, da sie unter Heimatlosigkeit litten. Sicher war ich bei jeder Heimweinweisung oder Heimeingliederung der festen Überzeugung, eine bessere Lösung gefunden zu haben als es die bisherige für den betreffenden Menschen war, und sicher glaubte ich nach all den Abklärungen, Überlegungen und Besprechungen mit dem heimatsuchenden Mitmenschen, von allen offen stehenden Möglichkeiten die beste gewählt zu haben.

Ich vertrete daher die These, dass selbst die schlechteste Umgebung besser ist als ein Heim, wenn dieses kein Gefühl von Heimat vermitteln kann.

Was heisst denn Heimat?

Dieser Frage bin ich nachgegangen, weil sie so einfach zu stellen, aber recht schwierig zu beantworten ist. Würde ich *Sie* spontan danach fragen, was Sie unter «Heimat» verstehen, bekäme ich sicher die unterschiedlichsten Antworten, da «Heimat» ein sehr vielschichtiger Begriff ist.

Er beinhaltet sowohl *rationale als auch emotionale Komponenten*. Nach Brockhaus-Lexikon «ist Heimat der Ort, wo man zu Hause ist, der Wohnort und seine Umgebung oder der Geburtsort, der Ort des ständigen Wohnsitzes». Bei Meyers-Lexikon fand ich unter dem Stichwort «Heimat»: «Subjektiv von einzelnen Menschen oder kollektiv von Gruppen, Stämmen, Völkern, Nationen erlebte territoriale Einheit, zu der ein Gefühl besonders enger Verbundenheit besteht.»

Das «Heim» ist als Wortstamm im Begriff «Heimat» enthalten. Man kann darunter die Nähe zum Begriff «Haus» verstehen, das heisst die nähere Umgebung des Wohnens. *Das Heim entspricht somit dem inneren Bereich von Heimat, währenddem «Heimat» eher den um das Haus gelegenen Bezirk festlegt.* Früher war der Begriff «Heimat» auch ein Rechtstitel. «Heimat» war Grund und Boden. Immerhin habe ich nichts Bestätigendes gefunden, dass Heimat mit dem ausgestellten Heimatschein käuflich war. Der Heimatschein hat also nur Ausweischarakter. Früher war er aber noch massgebend bei der Auslegung des Heimatprinzips bei unterstützungsbedürftigen Heimatlosen. Diese wurden im Unterstützungsfall in ihre Heimatgemeinde abgeschoben, selbst, wenn sie diesen Ort nur vom Papier her kannten.

Erst viel später kamen die emotionalen Komponenten zum Begriff «Heimat» dazu. Nämlich dann, als «*Heimweh*» für eine psychosomatische Krankheit bezeichnet wurde. «Heimweh» wird als die typische Krankheit, als *Ausdruck des Verlustes von Heimat*, angesehen.

Verstand man in den früheren Jahren unter dem Begriff «Heimat» eher nur *raumbezogene Komponenten*, darunter etwa auch die ländliche Idylle oder das kleine Dorf, wurde später die Stärke der Heimatgefühle auch von der Dauer des Einlebens abhängig gemacht. Und damit war die *Verwurzelung* gemeint, als *Bedingung zur Erlebnisfähigkeit von Heimatgefühlen*.

In jüngeren Heimatdefinitionen wird «Heimat» als Heimat verschiedener Reichweiten oder Distanzen definiert. Der Soziologe Schmidt schrieb vor zwölf Jahren: «Heimat ist auf den Raum bezogen. Es muss aber erkannt werden, dass Verkehrstechnik und

Mobilität des Menschen die Horizonte wesentlich erweitert haben. Heimat ist nicht mehr nur das Dorf, die Stadt oder gar nur der elterliche Hof. Der Heimatbegriff baut sich vielmehr in unterschiedlicher Intensität der Bindung auf.»

Um die Wohnung oder allenfalls auch Zimmer als Zentrum gruppieren sich in immer grösseren Kreisen das Haus, die Nachbarschaft, die Siedlung, das Dorf, die Region, die Nation. Der letzte Kreis ist allerdings umstritten, da dieser zum Teil dem Begriff «Vaterland» zugeordnet wird. Der Soziologe Köhler schrieb vor 30 Jahren: «Nation ist Vaterland, ist männlich-geschichtliche Gründung, Heimat ist mütterlich, ist Lebensschoss.»

Diese Kreise lassen sich auch enger ziehen, die Kleider, der Körper, die Seele, nur verliert «Heimat» dann seine Abgrenzung zur Ich-Identität. Macht die Formel «Meine Heimat bin ich selbst» Sinn?

Eng mit dem Begriff «Heimat» ist also der Begriff «Identität» verbunden. Beide assoziieren wir spontan mit dem Begriff «Raum». Eine schöne Landschaft macht noch keine Heimat aus, kann aber heimisch wirken. Erst die Gefühle, die wir für diese Idylle empfinden, zeichnen «Heimat» aus. Gefühlsempfindungen *für* etwas setzen voraus, dass wir uns wohl fühlen, dass wir uns mit etwas identifizieren können. *Identität heisst nicht nur, sich zu kennen, sondern auch erkannt und anerkannt zu werden.* Die Identität im sozio-kulturellen Raum bedingt das Eingebundensein in ein soziales Netz. Jeder Mensch webt sich sein soziales Netz selber. Diese sozialen Netze sind die Basis zur Selbstbehauptung, Selbstverwirklichung und Selbstständigkeit. Wer sich selbst nicht kennt, wer nicht weiss wohin er gehört, wer von niemandem erkannt oder anerkannt wird, hat keine Identität oder diese noch nicht gefunden oder nicht wiedergefunden und ist von daher kaum fähig zum Weben. Deshalb frage ich Sie ganz direkt: Gibt es in Ihrem Heim für Ihre Zöglinge, Heimgäste, Heimbewohner, Möglichkeiten zum Weben, Identitätsräume? Wenn ja, dann kann in Ihrem Heim «Heimat» erlebt werden.

Ein 10jähriger Junge einer Kleinklasse hat vor kurzem in einem Aufsatz mit dem Thema «Wo erlebe ich Heimat?» geschrieben: «Heimat ist für mich da, wo ich bei offener WC-Türe meine Notdurft verrichten kann.» In diesem Satz kommt ganz deutlich zum Ausdruck, dass er dort Heimat empfindet, wo er sich *sicher fühlt, wo er respektiert wird, wo er ernst genommen wird, wo man ihm Zeit lässt, wo man ihn versucht zu akzeptieren, wie er ist.* Dieser Junge muss sich *körperlich und seelisch* wohl fühlen, um Heimat erleben zu können. Der Ausdruck «Heimat» hat sehr viel mit Sicherheit zu tun.

Die Orte, die Region, denen man sich heimatlich verbunden fühlt, zeichnen sich durch subjektiv empfundene spezielle Merkmale aus. Ein oft zitiertes Merkmal ist die natürliche Umgebung. Wobei nicht die objektiv vorhandene, sondern die subjektiv erlebte Natur das persönliche Heimatbild prägt. Meiner Marie, von der ich eingangs erzählt habe, wurde durch die Einweisung in ein Heim die natürliche Umgebung genommen. Mit dem täglichen Baden und Sauberanziehen hat sie ihre ohnehin schwache Identität verloren. Kontakte zu andern Heimbewohnern fand sie nicht, da sie ausser ihren drei betagten Geschwistern zu Hause keinen andern Menschen kannte. Sie hatte weder etwas zu sagen noch etwas mitzuteilen. Sie lebte über 70 Jahre ihren täglichen Tramp, verliess das Dorf nie, hatte keine Ahnung vom Leben ausserhalb ihres Wohnsitzes. Sie sass bei mir das erste Mal in einem Auto und äusserte schon Angst, wir könnten aus der Schweiz hinausfahren, schon bevor wir die Dorfgrenze erreicht hatten. Was sie am Leben hielt, war die Streitfähigkeit mit ihren Geschwistern, und die unveränderte Umgebung seit ihrer Geburt. Dort fühlte sie sich wohl und sicher. Das Bürgerheim vermochte ihr nicht das Gefühl von

Heimat zu vermitteln, da der für sie notwendige Identitätsraum dazu nicht gegeben war.

Ist Heimat im Heim erlebbar, oder anders gefragt: Führt der Heimeintritt zur Identitätsfindung oder zum Identitätsverlust?

Diese Frage kann, generell gestellt, mit ja oder mit nein beantwortet werden. Einfach ausgedrückt, wage ich zu behaupten, dass Heimbewohner, je nach Alter und Herkunft, eher sozial orientierte Heimatvorstellungen haben und weniger an ein bodenorientiertes Heimatbild gebunden sind. Für Ihre Heimgäste ist *nicht so sehr das schöne Zimmer oder die stilvolle Stube wichtig, sondern die Anteilnahme und Zuwendung, die sie in diesen Räumen erfahren dürfen*. Ich denke da konkret an Kinder und Jugendliche, die bis zu ihrem Heimeintritt kein gefestigtes Zuhause hatten. Älteren Menschen sind unter Umständen ihr mitgebrachtes eigenes Bett, der Tisch und der Stuhl im Altersheimzimmer wichtiger als der Primärkontakt zu andern Heimbewohnern. Was den Kindern das «Noschi» oder Plüschtierchen ist, das ihnen Sicherheit gibt, ist den betagten Menschen sehr oft die Gestaltung des Zimmers mit eigenen Möbeln.

Umgekehrt fühlen sich betagte Mitmenschen, vor allem Alleinstehende, die ihren Partner überlebt haben und noch in der eigenen Wohnung leben, vermehrt einsam und heimatlos. Sie haben nicht selten durch den Verlust des Partners die eigene Identität verloren, die Beziehungen abgebrochen und dadurch die sozialen Fäden im Netz eingezogen. Solche Menschen investieren ihre Gefühle je länger je stärker in ihre eigenen vier Wände, wo sie sich wohl fühlen. Sie haben Angst, durch einen Wechsel, zum Beispiel in ein Altersheim, das letzte Stück Heimat aufgeben zu müssen. Auch der bekannte Mundartdichter «Seppi a de Weggere» schreibt in seinem Buch, dass «Heimat» am besten im kleinen Raum erlebbar ist, dass aber «Heimat», so erlebt, nicht in die Isolation führen dürfe.

Ich habe in meiner beruflichen Tätigkeit sehr vielen betagten Menschen zum Eintritt in ein Heim verholfen. Eine davon war Fräulein X, die seit über 20 Jahren Untermieterin war in einem Zimmer mit Rechaud. Die Frau lebte zuvor während Jahren in der Psychiatrischen Klinik, da sie angeblich schizophran war. Sie hatte tatsächlich ihre Allüren, lebte, kochte, ass und schlief im gleichen Raum 3 auf 4 Meter, den sie während Jahren nur verliess, um über den Hausgang aufs WC zu gelangen. Danebst besorgte ihr eine ebenfalls betagte Frau, im gleichen Haus wohnend, die kärglichen Einkäufe. Durch den Tod dieser Nachbarin drängte sich eine Veränderung für Fräulein X auf, da diese wegen eines Hühnerauges am Zehen glaubte, das Haus nicht mehr verlassen zu können. Mit viel Geduld, Zeit und Überzeugung brachte ich es fertig, dass Fräulein X halbwegs ja sagen konnte zu einem Heimeintritt. Der Anfang verlief allerdings sehr schwer für die Frau, da sie sich nicht gewohnt war, von jemandem angesprochen zu werden, von jemandem angehört zu werden, mit jemandem zu essen, mit jemandem zu plaudern und sogar mit andern zusammen zu basteln. Für die Frau begannen, 77jährig, ihre acht schönsten Jahre des Lebens im Altersheim, und ich habe es ihr geglaubt.

Meine Damen und Herren, diese erwähnte Frau hätte sich in einer Wohngemeinschaft kaum heimisch fühlen können, da sie sehr grosse Eigenheiten auslebte und nicht gewohnt war, in einer Gemeinschaft zu leben. Sie brauchte Raum und sehr viel Zeit für sich, musste sich zurückziehen können vor der Herausforderung und der dauernden Aktivität, und wäre niemals einem intensiven Kontakt in einer Kleingruppe gewachsen gewesen.

Ich habe in den letzten Jahren aber nicht nur Menschen betreut, die wegen ihres ledigen Standes einsam und verlassen waren. Es gab ab und zu betagte Mütter und Väter, die von ihren Jungen kaum besucht wurden, noch fragten diese nach ihnen. Diese Menschen wurden von ihren Angehörigen in ein Heim eingewiesen, um dadurch entlastet zu werden. Der Heimeintritt stimmte in vielen Fällen für die Jungen, nicht aber für die Betroffenen.

Apathie, Interesselosigkeit und Resignation zeichnete die Stimmung solcher Heimbewohner aus. Die Selbstaufgabe führte nicht selten zur Anordnung vormundschaftlicher Massnahmen. Diese Menschen fühlten sich von ihren Angehörigen *abgeschoben* und brachten nun im Heim allen andern, ob Zimmernachbarn, Pflegepersonal oder Ärzte, ein *krankhaftes Misstrauen* entgegen. *Aggressivität* und *Einsamkeit* waren die Folge davon. *Depressionen, Kontaktarmut und mangelndes Interesse für alle Probleme des Lebens und des Alltags* und die daraus resultierenden *psychosomatischen Krankheiten* waren für solche Heimbewohner charakteristisch. Der vereinzelte Nachbar, von dem sie noch besucht wurden, kam bald einmal nicht mehr, da dieser sich schwer tat mit dem *chronischen Schimpfen und Nörgeln* des Heimbewohners.

Jetzt, wo dieser es doch so schön hätte, ein grosses helles Zimmer sein eigen nennen könnte, moderne Möbel und Lifte vorhanden wären . . . aber gebraucht werden diese Menschen von niemandem mehr. Die Heime sind auf dem höchsten Stand an Technik in Küche und Einrichtung, so dass kein Mitbewohner seinen Anteil für den täglichen Unterhalt beitragen kann. Und wenn er noch könnte, bedankt sich der *resignierte* Heimbewohner dafür, da er ja grosse Pensionskosten bezahle. Und dabei wissen wir alle aus Erfahrung, dass, je intensiver der Mensch mit seinen Sinnen lebt, desto sinnvoller wird sein Leben. Identitätsverlust im Heim ist möglich, wenn die psychischen und sozialen Bedürfnisse dieser Heimbewohner auf der Strecke bleiben.

Sind die Heime deshalb fehl am Platz?

Oder ist nicht viel eher der Heimbewohner fehlplaziert, wenn er sich nicht wohl fühlt? Je länger je mehr gibt es Betagte, die sich für einen Alterssitz im Heim entscheiden, um dadurch den Jungen nicht zur Last fallen zu müssen. Man kann sich fragen, ob diese Art von Unabhängigkeit von den Kindern und Enkeln, die dadurch gewonnene Konfliktfreiheit unter den Generationen, die garantierte Unterhaltung im Heim, die Sicherheit, der Schutz und die Versorgung nicht irgendwie ganz allgemein gesellschaftliche Schwächen sind. So etwas wie Flucht vor den anderen Generationen zum Beispiel? Oder die Unfähigkeit, Konflikte auszugetragen oder auszuhalten? Unvermögen, Kompromisse zu schliessen?

Kann die ältere Generation Selbstbestimmung und Solidarität mit Altersgenossen nur dann realisieren, wenn sie sich in Altersheimen zurückzieht und sich so den jüngeren Generationen entfremdet? In vielen Fällen heisst die Antwort: Ja. Deswegen ist es auch gut, dass es diese Wohnmöglichkeiten für Alte gibt. Doch, vom Einzelfall abgesehen, ist dies eine gute Richtung für die allgemeine Entwicklung der Zukunft? Diese Fragestellung beschränkt sich nicht auf das Generationenproblem. Sie drängt sich auch auf, wenn man das Verhältnis zwischen den Geschlechtern untersucht.

Aufgrund dieser erwähnten Beispiele habe ich versucht, die These zu begründen:

Das Heim kann, aber darf nicht eine Alternative, sondern muss die Lösung sein.

Der Arbeitgeber findet's kompliziert, dem BVG-Kollektivversicherten

einen individuellen Weg zu bahnen.



Verständlich, ohne die SHP Pensionskasse. Nur sie ermöglicht, jedem Mitarbeiter einen individuel-

len Vorsorgeplan einzurichten. Und zwar kostengünstig und unkompliziert. Wir finden eben, dass Leben und Sicherheit eine sehr persönliche Angelegenheit sind. Dazu brauchen Sie die Beiträge nicht zu bevorschussen – Sie wählen aus unter fünf Zahlungsmodi. Und, wir garantieren Arbeitnehmern seit Jahren Freizügigkeit. Sie sehen, es lohnt sich, einmal über Ihre jetzige Altersversicherung nachzudenken und unseren Peter Stürm anzurufen. Er gibt Ihnen gerne nähere Auskünfte. Zum Beispiel über die zusätzliche Gewinnausschüttung – die SHP ist nämlich auch eine Genossenschaft.

Darüber möchte ich Genaueres wissen. Bitte, senden Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre Broschüre.

Ich möchte einen Termin mit Peter Stürm vereinbaren. Rufen Sie mich an unter Telefon: _____

Name/Vorname: _____

Firma: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Bitte senden an: SHP Pensionskasse für Spital-, Heim- und Pflegepersonal, Gladbachstrasse 117, 8044 Zürich, Telefon 01/252 53 00

SH 4



Leben, wie es Ihnen passt.
Aber sicher.

Nur wenn es nicht die überzeugende Lösung ist, darf das Heim eine Alternative sein, sonst wird die Institution Heim in die Lückenbüsser-Rolle degradiert.

Diese Behauptung möchte ich noch mit einer andern Kategorie von Heimbewohnern begründen. Ich denke an Behinderte, die nicht fähig sind, ihre eigenen Interessen wahrzunehmen, oder an die, die während 24 Stunden auf die Hilfe Dritter angewiesen sind. Handelt es sich bei solchen Heimgästen um Menschen, die man aus der Gesellschaft herausnimmt und in ein Heim abschiebt? Oder ist es nicht eher umgekehrt, nämlich, dass diese Mitmenschen durch das Leben im Heim in die Gesellschaft integriert werden können? Ich denke ganz konkret an eine Frau, Mitte 30, alleinstehend, die durch eine Hirnblutung gelähmt ist und für jede körperliche Aktivität auf die Hilfe Dritter angewiesen bleibt. In geistiger Hinsicht ist sie voll ansprechbar. Während Jahren wird diese Frau von ihren betagten Eltern im Pflichtverhältnis gepflegt und umsorgt, spricht überbesorgt. Die ganze Gesellschaft bedauert die pflegenden Eltern, die wegen ihrer Tochter nun angebanden sind und kaum noch ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse wahrnehmen können. Lust an der Pflege macht zunehmend der Unlust Platz, und die Herausforderung der Eltern zum Dienst an ihrer Tochter wird zur chronischen Überforderung.

Wenn keine geregelte Ablösung möglich ist, wenn auf die Dauer keine Entlastung stattfinden kann, dann ist der Heimplatz die Lösung, nicht die Alternative. *Die Alternative ist die Wahl zwischen zwei gleichwertigen Möglichkeiten:* Wählen Sie nun selbst! Heimplätze für Behinderte und Betagte sind Dauer- oder Endstationen, und dies manchmal für Dutzende von Jahren. Die Herausforderung an die Heimleitung, an das Pflegepersonal ist anders als in einem Kinder- oder Jugendheim und nochmals anders als in einer Beobachtungsstation oder in einem Durchgangsheim. Durch die geregelte Arbeitszeit und die dauernde Weiterbildung des Personals ist die Gefahr kleiner, dass der betreuungs- und pflegebedürftige Heimbewohner zum Besitz des betreuenden Personals wird. *Denken wir daran, dass wir Hilfeleistenden für die Hilfesuchenden da sind und nicht umgekehrt.* Dennoch gilt der Satz: Soviel Hilfe wie möglich, aber so wenig wie notwendig. Sie kennen ja das Gegenteil von gut = gut gemeint.

Und darunter verstehe ich auch die *Respektierung des Eigenlebens* und das *Ernstnehmen des Schwächeren*. Da und dort könnte eine Flexibilisierung der Heimordnung und der Heimregeln Wunder wirken. Vielleicht darf ich Sie bitten, in dieser Beziehung für Alternativen zu sorgen. Nicht alle Menschen stehen morgens um 6.15 Uhr gerne auf, und nicht alle finden sich damit ab, um 19.00 Uhr ins Bett gehen zu müssen. Sie schaffen damit noch lange keinen Hotelbetrieb, der nicht gewünscht und gefragt ist, da ich mir nicht vorstellen kann, in einem Hotel als Hotelgast meine Identität finden zu können. Ich glaube aber daran, dass in vielen Heimen vieles möglich wäre, um eine verlorene Identität wieder zu finden, weil die Atmosphäre stimmt.

Als sogenannter Versorger habe ich unzählige Heime kennengelernt. Glauben Sie mir, ohne voreilige Schlüsse zu ziehen, spüre ich unter der Eingangstüre die Atmosphäre, die in diesem Heim herrscht. Es sind ja nicht nur die schönen Räume und Bilder, die Blumen und Mobiles, die dem Heim zur Atmosphäre verhelfen, sondern *es sind die Heimmitarbeiter, die das Heim beseelen*. Ihre Heimbewohner spüren sehr bald und fest, wie die Stimmung im Hause ist und wer gegen wen ausspielt. Das ist vor allem die Stärke der jungen Heimbewohner, die für solche Intrigen einen sechsten Sinn haben. Schon wiederholt habe ich Eifersuchtsszenen unter dem Personal erlebt, die einen Heimbewohner betrafen. Und wiederholt musste ich die Eifersucht beim Heimpersonal ansprechen, welche auf mich als Vormund gerichtet war. Es ist ein

schönes Gefühl, wenn man von einem Klienten geschätzt wird, aber es stimmt ebenso traurig, wenn der Vormund gegenüber dem Klienten, der sich vielleicht in Ihrem Heim befindet, die einzige Bezugsperson darstellt. Erst recht traurig ist es, wenn der Eifersüchtige sich wegen seiner Unzufriedenheit am Schwachen rächt.

Liebe Heimmitarbeiter und -Innen, ich weiss, dass es oft nicht leicht ist, das richtige Personal für ein Heim zu finden. **Aber: Menschen, die keine eigene Identität haben, sind kaum geeignet, andern Menschen bei der Identitätsfindung zu helfen.**

Man kann nur weitergeben, was man selbst hat. Bestand der in den letzten Jahren aufgekommene Therapitis-Virus aus diesem Grunde? Ist es leichter, die Erziehung und Führung stückweise an Fachtherapeuten zu delegieren, statt dem anvertrauten Kind Zeit und das Gefühl zu geben, man sei für es da. Wir leben in einem Zeitalter, in dem alles dringend ist. Selbst die Beschleunigung wird beschleunigt und wenn sie nur in der Vielzahl der Therapien besteht, die ein Kind gleichzeitig über sich ergehen lassen muss. Kinder, die für die Besuche ihrer Therapien einer Agenda bedürfen, sind überfordert. Damit will ich kein Wort negativ über die Therapien gesagt haben, nur über die verschriebene Anzahl.

Es ist freilich auch schon vorgekommen, dass Betreuungspersonal vor lauter Anforderungen und Überbindung von Verantwortung seine Identität verloren hat. Leider werden in der Gesellschaft, in der Wirtschaft wie in der Politik, die Werte der Arbeit im Heim unterschiedlich eingestuft. Für viele ist der möglichst moderne und komfortable Bau, der Stand der Technik und die Wirkung und des Heimes *nach aussen* hin wichtig. Der Zeitaufwand für die Zuwendung und des darin enthaltenen scheinbar belanglosen Tuns wird in seiner pädagogisch-therapeutischen Bedeutung weithin unterschätzt. Mit der Personallimitierung glauben viele Verantwortliche Signale ernsthaften Sparens am richtigen Ort auszusenden.

Deshalb ist es primär *Ihre* Aufgabe, zum Heimpersonal Sorge zu tragen. Regelmässiges Hinterfragen des Handelns und Tuns sind sicher bei jedem Mitarbeiter notwendig und erwünscht. Auch ist regelmässige Weiterbildung echte Förderung zu verantwortungsbewusstem Tun. Gleichzeitig muss ich aus Erfahrung festhalten, *dass jede Theorie grau bleibt, wenn der Helfende oder Betreuende es an Wärme und Herzlichkeit fehlen lässt.*

Ein 14-jähriges Mädchen hat mir einmal aus einer Beobachtungsstation geschrieben, dass es ihm recht gut gehe und es nun etwas Ruhe finde nach den Turbulenzen der letzten Monate. Alle seien sehr nett zu ihm und gäben sich Mühe, es mit seinen Schwierigkeiten zu akzeptieren. Nur eine Mitarbeiterin auf der Gruppe könne es nicht ausstehen, weil diese nicht lachen könne. Sie sei dermassen verhärtet und ernst, dass sie ignorierend wirke und es sich immer dumm vorkomme in ihrer Gegenwart. Ich habe mit dem Heimleiter bei meinem ersten Besuch nach dem Eintritt das Mädchens über diese Äusserungen gesprochen und vernommen, dass tatsächlich die erwähnte Heimerzieherin mein Mädchen nicht ausstehen könne, sich aber alle Mühe gäbe, mit ihm korrekt umzugehen. Die Sympathie zum Mitmenschen ist nicht einfach gegeben, aber man kann sie suchen, üben und pflegen.

In den letzten Jahren haben die Kinder- und Jugendheime sehr viele Veränderungen mitgemacht

Zum einen sind nicht nur unzählige neue Formen von Kinder- und Jugendbetreuung entstanden, sondern haben sich auch die Heime redimensioniert. Aus Heimen mit 60 und mehr Plätzen

sind vielerorts überschaubare Jugendstätten geworden, die innerhalb des Heimes familiären Strukturen Platz gemacht haben.

Trotz der Vielzahl von neuen Wohnformen für Kinder- und Jugendliche, die einer Fremdplatzierung bedürfen, *kann das Heim als ergänzende Möglichkeit von der Palette der zur Wahl stehenden Massnahmen nicht gestrichen werden*. Nicht jedes Kind ist familienfähig und nicht für jedes Kind kann die Pflegefamilie gefunden werden, die auch den leiblichen Eltern des zu platzierenden Kindes genehm ist. Leider wird vielen Kindern noch heute gedroht, «wenn es Dir nicht passt, kannst Du ja ins Kinderheim gehen, oder wenn Du Dich nicht anders benimmst, stecken wir Dich in ein Heim».

Ich musste dann tatsächlich einmal ein Kind mit solchen Vorurteilen in ein Heim eingliedern. Da es wegen diesen Drohungen in der ersten Zeit sehr Mühe hatte mit dem Heimleben, wurde ihm dort wieder gedroht: «Wenn Du nicht mitmachst wie wir es wünschen, kannst Du ja wieder gehen.» Das Kind hatte ausserordentlich Mühe zu glauben, dass es auf der Welt noch jemanden gäbe, vom dem es bedingungslos geliebt würde.

Während einer längeren Zeit war die Tendenz bei den Versorgern zunehmend, die Kinder in Pflegefamilien unterzubringen. Dadurch erhielt das Heim den Charakter des Lückenbüssers oder der sogenannten letzten Instanz. Dies lag unter Umständen in der Anonymität des Grossheimes und auch im ständigen Wechsel der Bezugspersonen. Ich selbst behaupte zwar, dass es für ein Kind einfacher ist in einem Heim zu leben, als in der gleichen Zeit wiederholt die Pflegefamilie wechseln zu müssen. Meist ist der Grund zum Wechsel des Heimes und jener der Pflegefamilie nicht der gleiche. Vielfach muss ein Kind das Heim wechseln wegen dessen Strukturen, zum Beispiel nur Kinder bis zum Schulalter, oder dann wegen zu grossen Erziehungsschwierigkeiten. Beim Wechsel der Pflegefamilie sind eher die leiblichen Eltern der Grund, da diese nicht selten eifersüchtig und neidisch sind auf die Beziehung des Kindes zu seinen Pflegeeltern. Deshalb zeigt sich heute wieder vermehrt die Tendenz, Kinder, statt in eine Pflegefamilie, in einem Heim zu integrieren.

Pflegeelternarbeit ist ausserordentlich anspruchsvoll, da es nicht leicht ist, fremde Kinder wie eigene aufzunehmen, gern zu haben und zu erziehen und sie irgendwann wieder wie fremde abgeben zu müssen.

Wir müssen uns aber bewusst sein, dass alle Kinder und Jugendlichen, die ins Heim kommen, in irgendeiner Form unter *Beziehungsstörungen oder Beziehungsabbrüchen* leiden. Eine Mutter, die ihre beiden Mädchen schwer vernachlässigte und ihnen pro Jahr acht bis zehn Papis zumutete, fand Bestätigung in ihrer Meinung, es sei immerhin besser eine schwache Mutter zu haben als viele vorübergehende gute Erzieher. Die beiden Mädchen erlebten tatsächlich im ersten Jahr im Heim nicht weniger als sechs Erzieherwechsel auf der Gruppe. Ich habe mich sehr oft hinterfragt woran es lag, dass zwischen mir als Vormund oder Beistand und

Kinder und Jugendlichen, die ich im Verlauf ihres jungen Lebens wegen gesetzlichen Massnahmen unter Betreuung und Verantwortung bekam, eine tragfähige Beziehung wachsen und entstehen konnte. Ich behaupte, dass der Kernpunkt dieser Möglichkeit in der Konstanz meiner Beziehung lag. Einige Jugendliche haben es mir wiederholt gesagt, dass sie rückblickend ihre ganze Hoffnung auf den Vormund setzten, weil dieser nicht dauernd ausgetauscht wurde.

Sie wissen, dass sich Heilpädagogische Grossfamilien bereit erklären müssen, während einer Generation für die Kinder da zu sein und nicht plötzlich bei Schwierigkeiten die Übung abbrechen dürfen. Damit will ich nicht sagen, dass Sie Ihr Heimpersonal zu einer bedingten Anstellung verpflichten müssen. *Aber mindestens dürfte erwartet werden, dass vor allem Erzieher in Kinder- und Jugendheimen nachvollziehen können, was sie ihrem Zögling antun, wenn sie ihn nach einem Jahr intensiver Zuwendung und Nähe wieder verlassen*. Meist sind die dem Erzieher anvertrauten jungen Menschen erst auf dem Weg, wieder zu einem erwachsenen Menschen Vertrauen zu finden und über dieses Vertrauen Selbstvertrauen aufzubauen. Und damit wären wir wieder bei der Identitätsfindung angelangt.

Ich kann Ihnen von einer ganzen Reihe geglückter Heimplatzierungen erzählen, möchte aber nur ein Beispiel herauspicken, das mich selbst sehr betroffen machte. Vor Jahren übernahm ich vormundschaftlich fünf Geschwister im Vorschul- oder Schulalter, die alle mit etwa einem halben Jahr ins Heim eingewiesen wurden. Alle fünf nannten die gleiche Mutter als ihr eigen, doch unterschieden sie sich zum Teil in der väterlichen Herkunft. Eines der fünf Kinder schrieb später, vor der Diplomierung zur Krankenschwester, seiner ehemaligen Gruppenleiterin, es war eine Ordensfrau, dass eigentlich *sie* dieses Diplom verdient hätte. «Ohne ihre Führung, Liebe und Geduld hätte ich es nie soweit gebracht.»

Sie, die junge Krankenschwester, schrieb im Brief weiter, dass sie sich wünsche, einmal ihren Kindern eine Mutter zu sein, wie sie, die Ordensfrau, es für sie gewesen war. Auch glaubte die Tochter, dass sie es im Heim besser hatte als viele Kinder es bei ihren eigenen Müttern zu Hause haben. In diesem Beispiel war die jahrelange konstante Beziehung zwischen Zögling und Erzieherin sehr massgebend, blieben doch alle fünf Kinder von ihrer Mutter während Jahren vergessen.

Und vor kurzem erhielt die Ordensfrau, die nun im Ruhestand ist, wiederum einen Brief von ihrem ehemaligen Heimkind, mit dem Inhalt: «Du wirst Schwiegermutter und hoffentlich bald auch Grossmutter.»

Liebe Heimmitarbeiter und -mitarbeiterinnen, ich glaube an Sie und an Ihre Wichtigkeit und Notwendigkeit in unserer Gesellschaft. Aus Erfahrung stehe ich dazu, wenn ich nochmals behaupte, dass das Heim mehr sein kann als eine Alternative, nämlich die Lösung. Ich halte es mit Karl Jaspers, der meinte, dass die «Heimat» da ist, wo ich verstehe und verstanden werde».

Und ich wünsche Ihnen viele Heimbewohner und -bewohnerinnen, die in Ihrem Heim durch das Gefühl der Annahme und Akzeptanz, der Konstanz in der Beziehung, zur Identitätsfindung gekommen sind oder noch kommen. Bei den Kindern- und Jugendlichen, die während einer gewissen Zeit im Heim gelebt haben, möchte ich den Vergleich mit den Missionaren machen, die nach einer gewissen Zeit der Entwicklungsarbeit in der Dritten Welt in die Schweiz in den sogenannten Heimaturlaub kommen und meinen, dass sie hier nicht mehr leben könnten. Von *welcher* Heimat sind sie denn beurlaubt?

Ich danke Ihnen auch im Namen aller Heimatsuchenden.

Wohl wahr,
Man kann den Menschen nicht verwehren,
zu denken, was sie wollen.

SCHILLER